

# Wozu eine Bibliothek?

Autor(en): **Suhrkamp, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **14 (1957)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-395766>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

En lisant, et surtout en relisant ces pages, en regardant les nobles gravures si bien accordées au texte par *Robert Naly*, on subit le charme d'une pensée qui se confond avec le sang et la chair du poète. Les illustrations de Naly sont curieuses, parfois étranges par leur caractère classique, mais traitées de façon moderne. Pas de hardiesse dans le trait, pas d'altération dans la ligne ni dans la forme, mais cette préciosité qui rappelle celle «d'Emaux et Camées». Pas plus que dans l'art de Sandoz rien n'y est laissé au hasard, les gravures sont ciselées comme le sont les vers. Aussi prolongent-elles la sensation du lecteur en mariant aux résonances de la pensée celles de la vue. Une telle correspondance est rare. Ces vers ont été écrits avec un cœur pur et sans intention autre que de donner une forme précise et belle aux puissances qui dorment dans tout homme, d'où leur universalité.

L'unique but du poète est de chanter la vie, l'amour et la mort de façon exaltante ou résignée; la morale ne «mord pas» sur la forme qui exprime la beauté éternelle.

Etats d'âme, oui, mais combien étrangers à ceux des moralistes, y compris de ce Frédéric Amiel, qui quotidiennement tâtait sa conscience puritaine. Aussi, Maurice Sandoz n'est-il que très indirectement suisse, son poème «St-Nicolas de Fribourg»

suffit à nous en convaincre. J'ajouterai que c'est tout à son honneur.

La patrie du poète est le royaume du Verbe, ou si l'on préfère, notre patrie originelle, où toutes choses ont pris naissance et qui est au-delà de notre vision habituelle. Mais si l'on devait lui assigner une patrie d'élection, je n'hésiterais pas à dire que c'est le ciel d'Italie, le Pausilippe où dort Virgile, «père de l'Occident», et prince des poètes avant Dante, l'éternel amant de Béatrice. Il le sait bien, lui, le poète qui a dû lire et relire «la Lettre du Voyant», écrite par le jeune Arthur Rimbaud.

Pourquoi ce «beau voyage» m'a-t-il fait accoster aux rives méditerranéennes? N'est-ce pas parce que dans ses poèmes italiens «Rivalités», «Les Thermes d'Adrien», «Les thermes de Dioclétien», «A la villa Mandragone», «A la villa d'Este», à «Posilippe», «Adieu à Capri» et «Musée», la beauté fait oublier la mort et éclore un sourire où la joie prime le plaisir.

Encore faut-il leur ajouter «A Taormina» et «L'orecchio di Dionisio», où la latinité est parée de toutes les élégances de la Grèce et où se trouve la patrie de tout bon Européen.

Nous voici bien loin de nos campagnes et alpages helvétiques, et je remercie *Maurice Sandoz* de m'avoir ramené aux sources de mon âme.

### *Peter Suhrkamp | Wozu eine Bibliothek?*<sup>1</sup>



Wozu eine Bibliothek – man kann es heute als echte Frage und auch als Abwehr äußern hören (gemeint ist die private, die Hausbibliothek). Vor zehn Jahren wäre es gewiß noch nicht laut geworden.

Besonders Buchhändler und Verleger werden sich noch erinnern, daß sie vor 45, als Sprengbomben und Phosphorbrände in Wohnstätten und Habe wüteten, manchen Verstörten, durch den Verlust der Bibliothek ihrer Haltung vollends beraubt, kaum den Zutritt ins Buchlager verwehren konnten, wenn die Unglücklichen auch im Augenblick keinen Platz wußten, die Bücher aufzustellen, die sie forttrugen. Und ich weiß noch, als es Ende November 43 um meine Wohnung geschehen war,

kreisten Wochen nachher in müßigen Momenten meine Gedanken nur darum, wie ich in der Viertelstunde, die ich an ein aussichtsloses Löschen in der Wohnung unter dem Dach gewandt hatte, statt dessen meine Bibliothek in Laken und Decken hätte zum Fenster hinaus und die fünf Stockwerke hinab befördern können. Meine einzige Entschuldigung für die Unterlassung war damals, daß ich die Bücher nur beschädigt und beschmutzt wiedergefunden hätte. Die Verbrennung schien mir eine säuberliche Bestattung und hat die Bücher vor einem schäbigen Verkommen bewahrt. Es gehört

<sup>1</sup> «Man liest nicht, um zu behalten, was man gelesen, sondern um zu vergessen, was man erlebt hat.» Diesen Ausspruch Walter Benjamins setzte Peter Suhrkamp, der Verleger Rudolf Alexander Schröders, Hermann Hesses und auch unseres C. F. Ramuz, unter den Titel seines reichhaltigen «Morgenblattes für Freunde der Literatur». Wir haben vom Verfasser die Erlaubnis erhalten, aus dessen Nr. 7 unsern Lesern diese einprägsamen besinnlichen Ausführungen mitzuteilen.

zu einer Bibliothek – das sei hier schon notiert –, daß sie gepflegt und ansehnlich gehalten wird.

Und wieder nach 1945, als der Untergang vollkommen war, wurde, außer nach Lebensmitteln, zuerst wieder nach Büchern gelaufen. Der Industrielle, im Wald zwischen Potsdam und Wannsee unterwegs, der im Gehen in der Bibel las, erscheint mir für jene Zeit viel mehr symbolisch als die trabenden Scharen in den Straßen, wenn irgendwo ein Warenlager «verteilt» wurde oder zur Plünderung offenstand.

Ich schreibe soweit allerdings nur von Menschen, die gewohnt waren, mit Büchern zu leben; im ganzen eine sehr kleine Gruppe. Für die anderen, die meisten also, waren Bücher, auch wenn sie welche hatten, noch so wenig ein Gegenstand ihrer Welt, daß ihnen die Frage nach einer Bibliothek schon deshalb garnicht kommen konnte. Seitdem ist darin aber ein Wandel eingetreten. Lesen ist inzwischen zu einer verbreiteteren, man kann fast sagen zu einer allgemeinen Gewohnheit geworden, die nicht auf Zeitungen und illustrierte Zeitschriften beschränkt ist, sondern auch, dank der Pocketbuch- und anderer billiger Reihen, Bücher in irgendeiner Form einbegreift. Damit ist aber noch keineswegs auch eine Bibliothek ins allgemeine Gesichtsfeld getreten. Das heißt nicht, daß diese Bücher, aus noch so minderwertigem Material sie gemacht sein mögen, allgemein, nachdem man sie zu Ende las, auch weggeworfen oder weitergegeben würden; daran hindert Deutsche vielfach ein sentimentalromantisches Verhältnis zum Buch. Aber ein Bücherregal oder ein Bücherschrank mit noch soviel gelesenen Büchern und den Fachbüchern, die fast jeder Beruf heute verlangt, sind, auch wenn sie eine ganze Zimmerwand füllen, noch keine Bibliothek. Der Sache nach nicht, wie man sehen wird; ich äußere hier nicht bloß eine persönliche Auffassung.

Es wird 1947 gewesen sein, da bin ich einer, wie mir damals schien, besonders extremen Erscheinung in der allgemeinen Entwicklung seitdem begegnet. Ein bekannter, recht geschickter Publizist und Herausgeber, der sich nach dem 30. Juni 1934 verbergen mußte und in den Jahren seitdem zurückgezogen in einer Dachstube, die übrigens bis auf seinen Schreibtischplatz am Fenster mit einer Bibliothek von Literatur vieler Zeiten und Länder, von Lehrern, Philosophen und Dichtern und aus den Grundschriften verschiedener Religionen vollgestopft war, an einer fundamentalen Zeitphilosophie gearbeitet hatte, bestand darauf, daß das schwierige und umfangreiche Manuskript nur in

Rowohlts Rotationsdrucken in Zeitungsform erschiene. Das wäre, sagte er zur Begründung, die dem Barackendasein gemäße Buchform. In seiner Perspektive erschien das Barackendasein als Anfang zu einer künftigen neuen Lebensform. Wenige Jahre seitdem haben genügt, diese Ansicht zu korrigieren, auch für ihn. Sein Buch jedoch ist, wahrscheinlich weil es in der Zeitungsform herauskam, so verschollen, als wäre es nie erschienen und ist auch damals gar nicht diskutiert worden.

Das Bewahrende in der Form, und daran hat die Buchform und in gleicher Weise die Bibliothek teil, gehört so gut wie das Revolutionäre zu den Elementen des geistigen Lebens, steht zu diesem unmittelbar: es ist die tragende Basis, wie der Stein für ein Relief. In der Gegenwart, selbst unter heutigen Philosophen, ist unser Zeitphilosoph aber keine so extravagante Figur, wie er mir damals erschien. Die Reproduktion beherrscht unsere Zeit stärker, als es uns schon bewußt ist; die schöpferische Phantasie hat sich aufs Technische verlagert. Wir heute können phantastische Druckmaschinen und Reproduktionsverfahren erfinden und bauen und sie bedienen, aber die Form einer Messe, das Epos, den Aufbau der fünfaktigen Tragödie oder selbst das Sonett könnten wir nicht schaffen. Hätten wir sie nicht fertig vorgefunden, müßten wir ohne sie leben. Heute mag mancher leichtthin sagen, wir könnten ohne sie auskommen, jedoch nur, weil gar nicht mehr nachgedacht wird, ob wir z. B. je Flugzeuge gemacht hätten, ohne die alten Sagen vom Fliegen, ohne die Form der Überlieferung, in der ein ungewisser Traum, eine Sehnsucht in fester Gestalt durch Jahrhunderte und mehrere Kulturen ging. Nach uns Geborene, im Besitz von Motoren und Flugzeugen und vielem anderen noch, werden von dieser Voraussetzung nichts mehr wissen. Und ihnen wird der Menschentyp, der die Träume trug, unbekannt bleiben.

In solchen Betrachtungen könnte jemand bestätigt finden, ich wäre ein Gegner der Pocketbuch-Reihen sowie der letzten Entwicklung im modernen Verlag. So einfach stellen sich mir die Positionen nicht dar. Es ist das Verdienst der Pocketbuch-Reihen, daß Lesen in kurzer Zeit zu einer verbreiteten, ja fast allgemeinen Gewohnheit geworden ist. Sie haben die Zurückhaltung, die verbreitete Scheu vor dem literarischen Buch verringert. Sie haben auch auf die allgemeine Schätzung des Lesens eingewirkt: während früher der Lesende als müßig oder wirklichkeitsfremd angesehen wurde, ist diese geringschätzige Betrachtung heute

fast verschwunden. Bücher gelten auch nicht unbedingt mehr als Zeichen von Intellektualismus. Und wenn die Pocketbuch-Reihen auch das Buch schlechthin zu den alltäglichen Gebrauchsutensilien des modernen Menschen gesellten und entsprechend auf Massenverbrauch hinsteuern, wird es immer unter ihren Lesern auch solche geben, in denen die echte Leidenschaft zum Geist sich an ihnen entzündet und für die eine Bibliothek zu einem echten Bedürfnis wird. Aber in den Pocketbuch-Reihen darf nicht die Bibliothek der Armen und der Mittellosen gesehen werden. Und es gehören nicht alle Werke in die Mühlen der Pocketbuchfabriken. Ihre Grenzen sollten gesehen und gewahrt werden; das geschieht nicht genügend; sie werden gerne mit Werken beschickt, die ihnen ein falsches literarisches Ansehen geben. Damit blicke ich nicht auf Pocketbücher als einen minderen Wert herab. Auch in meinem Lebensgefühl gilt, trotz der raschen Konsolidierung unserer Verhältnisse, dennoch, daß unser Zuhause heute im Unterwegs-sein ist: und wo ist dann Raum für eine Bibliothek! Es bereitet mir auch, ich gestehe es, Schwierigkeiten, heute wieder eine echte Bibliothek zustande zu bringen.

Ich mußte in meinen Gedanken all diese Umwege nehmen, bevor ich die Frage nach einer Bibliothek heute angehe, um deutlich machen zu können, daß eine Bibliothek gar nichts so Einfaches ist wie eine bloße Büchersammlung oder «viele Bücher» und: was das wirklich ist, eine Bibliothek. Man kann sie nicht definieren oder einfach beschreiben. Und es herrschen viele Mißverständnisse darüber.

Von naiven Besuchern pflegt, wenn man ihnen seine Bibliothek zeigt, stereotyp die Frage zu kommen: «Das haben Sie alles gelesen?» Ihre Frage verrät, wie sie zu Büchern kommen: sie kaufen etwas von einem bekannten Autor, das neu erschienen ist, oder etwas, das man gerade überall sieht, oder etwas über einen Gegenstand, der ihre spezielle Neugier reizt; und vor allem möchten sie immer für den Moment etwas zu lesen haben. Auf ihre Frage angesichts der Bibliothek müßte man ehrlich antworten: «Da ist alles, was ich nicht gelesen habe, oder noch nicht genug, alles, was ich eines Tages gewiß lesen möchte.» Dies Gespräch könnte dann weitergehen: «Und wie können Sie wissen, daß es etwas taugt und daß es etwas für Sie ist, wenn Sie es doch nicht gelesen haben?» Und die einfache Antwort wäre: «Ich weiß es», und eine ausführliche Erklärung dazu: ob noch nicht erlebt

worden sei, daß in gewissen Momenten, wenn man in Übereinstimmung mit seinem Leben war und nicht nach außen gerichtet, unversehens, wie durch Fügung, die richtigen Dinge zu einem kamen, einem geradezu zustießen. – So ist es mir jedenfalls mit Büchern nicht selten ergangen, und so kam eine Bibliothek zustande; zugegeben: ich habe mich auch schon geirrt, oder, wahrscheinlich häufiger noch, wenn ich ein Buch endlich auch las, feststellen müssen, daß es für mich inzwischen zu spät dazu geworden war. So viel ist gewiß: ein wichtiger Bestandteil einer Bibliothek ist das Unbekannte in ihr, das eines Tages zu einer Entdeckung wird.

In diese rational nicht zu erklärende Region gehört auch, daß ein Besucher, alleingelassen in einer ihm unbekanntem Bibliothek, bestimmt nach einiger Zeit voll Neugier vor den Regalen steht und die Titel studiert. Regale mit Büchern haben eine derartige Anziehungskraft, daß es schwer ist, in der Bibliothek, mit einem guten Bekannten selbst, ein Gespräch über praktische oder persönliche Dinge zu führen, ein Gesprächspartner wird unversehens mitten im Gespräch wie gebannt vor einem der Bücherborde stehen. Über allgemeine geistige Gegenstände läßt sich in der Bibliothek hingegen besonders gut sprechen, die Gespräche sind konzentriert und voll überraschender Einfälle, als wirkte die Ansammlung der Bücher dabei inspirierend. Bei Hermann Hesse werden Besucher in der Bibliothek empfangen; die hohen Bücherwände rundum schaffen von vornherein das Klima für ein Gespräch, auch unvernommen bestimmt ihr Chor die Tonart. Bei überreizter Sensibilität können die Bücher einer Bibliothek durch ihr Vorhandensein bis zu Exaltation aufregen. Stifter pflegte seine Bücher in einem Schrank mit Holztüren zu verschließen. Die Kuriosa können nur andeuten, daß in einer echten Bibliothek ungewöhnliche Kräfte verschlossen sind; Zauber, meinte man im Mittelalter, als versiegelt im Buch die Schlüssel für alle Arten Zauberei gefunden wurden.

Unser Verhältnis zur Bibliothek dürfte kaum durch den Zauber in ihr bestimmt sein, vielmehr stehen wir darin in der direkten Nachfolge des Skeptikers Michel de Montaigne. Ihn nenne ich hier nicht willkürlich oder aus einer persönlichen Vorliebe; seine Bibliothek ist ein klassisches Muster, und was in seinen Essais über die Bibliothek zu lesen steht – über die Einrichtung wie über den Gebrauch – ist klassisch<sup>2</sup>. Montaigne ist, wenn er auch das meiste von Patriziern des alten Rom über-

<sup>2</sup> 2. Band, 10. Kapitel: «Des livres» (E. St.).

nommen hat, der Klassiker der Bibliothek. Damit ist ein billiger Einwand gegen die Bibliothek, den man heute gelegentlich hören kann, gründlich widerlegt: die Bibliothek gehöre zu den Einrichtungen einer bourgeoisen Zeit, des bürgerlichen Jahrhunderts, wie das Klavier und der Flügel, und sei, wie diese durch die Schallplatte oder das Tonband, durch Pocketbuch, Radio und Zeitschrift überholt. Die Einrichtung der Bibliothek Montaignes – in einem Turm, etwas abseits vom Schloß, im dritten Stock, so daß er dort für sich sein konnte – läßt sich, so ideal sie ist, heute nicht wiederholen. Darauf kommt es auch weniger an als auf die Institution und darauf, wie er Gebrauch von ihr machte. «Da blättere ich», schreibt er, «bald in diesem Buch, ein andermal in einem anderen, ohne Ordnung, ohne Plan und ohne Zusammenhang; bald hänge ich meinen Gedanken nach, bald streiche ich an und diktiere im Auf- und Abgehen meine Träumereien.» Der Eindeutigkeit halber setze ich eine Stelle von einem anderen Klassiker, von Bacon, daneben: «Man lese nicht, um zu widersprechen und zu widerlegen, noch um zu glauben und für gewiß zu halten, noch um Stoff für Gespräche und Unterhaltung zu finden, sondern um zu erwägen und zu überlegen.» – Montaigne erklärt auch, warum er die Bibliothek auf seine Weise benutzt: er setzt, indem er von Autor zu Autor geht, seinen eigenen Geist in Bewegung und übt ihn in den verschiedenen Gangarten der großen Autoren, bis er selbständig und aus sich heraus auf eigenen Wegen geht. Ganz gewiß ist mein Geist, je nachdem, ob ich gerade Paul Valéry, Thomas Mann, T. S. Eliot, Rilke oder Claudel las, auf eine andere Tonart gestimmt, in ein anderes Licht und in ein anderes Klima getaucht – und tummelt sich doch durchaus selbständig. Montaigne entnimmt aus den Büchern der Autoren seiner Bibliothek nicht Inhalte, keine Gedanken und Anschauungen, sondern sucht Gespräche mit der illustren Gesellschaft der Autoren, Begegnungen mit ihren Temperamenten, ihren Individualitäten, genießt ihre geistigen Exerzitien mehr als ihr System, studiert ihre Finessen und Aufschwünge. Auf diese Weise weckt er zu seiner zivilen Existenz erst die geistige Dimension und macht sich unabhängig, entwickelt seine Individualität im Universellen. Dazu kann ihm natürlich nicht gerade das dienen, was jedermann liest oder die Rotationspresse alle Tage hervorbringt. In den Essais von Montaigne, besonders aber in seinen frühen Versuchen, kann man genau die Autoren feststellen, in denen er las, aber

ebenso – und das ist allein wichtig! – seine Behandlung der Excerpte, damit sie in ihm lebendige Ströme, das geistige Fluidum erzeugen. Kontakte anzulegen zwischen dem Immateriellen und Materiellen der Existenz, einen Stromkreis herzustellen, dazu dient diese klassische Erfindung – die Bibliothek.

Montaigne als Beispiel könnte leicht ein verbreitetes Mißverständnis über die Bibliothek wieder aufleben lassen und stützen: sie wäre eine Einrichtung für Gebildete und eine Angelegenheit der Bildung; als gehörte es zu einer Bibliothek, daß sie die Schriften der Alten und vor allem die alten Klassiker enthielte. Dann wäre allerdings heute eine Bibliothek nicht gut am Platze. Ich selbst habe mich des öfteren damit beschäftigt, für Patenkinder von mir Bibliotheken aufzustellen, das Geschenk für ein Leben, schien mir, und ich habe das ebenso oft wieder aufgegeben, denn ich ertappte mich immer wieder dabei, daß ich die Klassiker unter den Dichtern, Philosophen und Forschern des Abendlandes zusammenstellte, den literarischen Fundus, also die Büchereien von Humanisten plante; gewiß sehr wertvoll an sich, und dennoch etwas Verkehrtes. Diese Fehlversuche haben mich darauf gebracht, daß eine Bibliothek nicht mit den Alten anfängt, sondern bei der Gegenwart, und daß immer die leidenschaftliche Begegnung mit einer geistigen Figur der eigenen Zeit Keim oder Kern einer Bibliothek ist. Nicht selten ging es dabei zu Anfang um Tod oder Leben. Im Werk von großen Schriftstellern ist das leicht zu verfolgen; man muß dazu jedoch diese Schriftsteller wieder in ihrer Zeit, ja sogar jeweils in einem bestimmten Moment zu ihrer Zeit sehen können, um das richtig zu vollziehen. Dabei stößt man manchmal auf schier unglaubliche Rätsel, wie z. B. daß die «Erleuchtung» Claudels, die christliche wie die dichterische, durch das Werk von Arthur Rimbaud eingeleitet wurde. In der Bibliothek von Thomas Mann haben gewiß Schopenhauer, Nietzsche, Wagner und, aus späterer Zeit, Proust, Gide und Joyce ihren besonderen Platz; es gehört nicht viel dazu, das festzustellen. Am Beginn seiner geistigen Existenz steht aber Schopenhauer. Ein alter Autor also? Eine Figur aus dem Bildungsfundus des bürgerlichen Jahrhunderts? Das ist Schopenhauer erst in der heutigen Perspektive. Um die Jahrhundertwende war er ein erregend moderner Autor. Damals hat die Lektüre seiner Philosophie eine Art Selbstmord-Epidemie unter Jünglingen ausgelöst. Und in diesem Aspekt muß man den jungen Thomas

Mann, den Jüngling aus der niedergehenden hanseatischen Senatorenfamilie sehen, und die Budenbrooks erscheinen als das Produkt einer bis zur Krankheit gesteigerten persönlichen Krise, die an der Begegnung mit Schopenhauer ins Geistige transformiert wurde. Hinter einer Zeiterscheinung, dem Untergang einer Kaufmannsfamilie, steigt eine ganze Welt mit ihrer Weite, ihrem Alter und ihrer Gefährdung ins Sichtbare auf.

In den letzten Jahren habe ich mich oft bestürzt gefragt, was es gewesen ist, das mich davor bewahrt hat, zwischen 1930 und 1940 auch in den deutschen Sumpf zu geraten. Es gibt darauf eine sehr einfache und primitive Antwort, die ich auch wiederholt geäußert habe: das Vorbild meines gläubigen Vaters, das ich in kritischen Momenten befragte. Gültiger ist eine andere Antwort: meine

Bibliothek – und zwar die Begegnung mit modernen freien Geistern aus allen Ländern: mit Amerikanern, Chinesen, Engländern, Franzosen, Italienern, Indern, Niederländern, Spaniern, Russen aller Anschauungen – in meiner Bibliothek; Begegnungen, wie ich sie auf Reisen kaum gehabt hätte. Und wer in den Versuchungen jener Zeit stand, erinnere sich wieder, welche Bedeutung Bücher, im geheimen weitergenannt und auch weitergereicht, für seine Standhaftigkeit hatten; er erinnere sich auch, daß Buchhandlungen die geheimen Treffpunkte, die zufälligen Salons unabhängiger Cirkel waren, und an die Buchhändler von beinahe chinesischem Einverständnis. Nichts hat mir mehr geholfen zu leben, als eine beharrliche und variierte geistige Übung (nicht zu verwechseln mit einfachem Lesen, das ist etwas Passives).

### *F. H. Ehmcke | Pierre Gauchat*



in Ägypten, wo er bei nächsten Angehörigen Heilung suchte, ist Pierre Gauchat, einer der sensibelsten und einfallsreichsten Schweizer Graphiker, am 26. Februar 1956 einem langjährigen schweren Leiden erlegen.

Als ich 1920/21, von meinem Berliner Studienfreund Alfred Altherr gerufen, an der Zürcher Gewerbeschule die Graphische Abteilung leitete, kam der damals 18jährige zu mir als Schüler. Schon in seinen ersten Arbeiten offenbarte sich ein ganz ursprüngliches Talent und eine spontane Erfassung der jeweils gestellten Aufgabe.

Vom Vater, einem Neuenburger, dem langjährigen Dozenten an der Universität Zürich, einem der besten Kenner der welschschweizerischen Mundarten, hatte er den geistvollen romanischen Einschlag im Blut, von der Mutter, aus altzürcher Familie stammend, die Festigkeit, die all seine Arbeiten so dauerhaft werden ließ.

Gebildet und bildungsfähig in hohem Grade, fiel mir der junge Mensch sogleich durch sein bestimmtes und dabei bescheidenes Wesen auf, in dem sich die gute Erziehung so angenehm bemerkbar machte.

Unvergeßlich ist mir geblieben, wie er schon in den ersten Wochen sich mir gegenüber spontan äußerte: «Jetzt verstehe ich, wohin Sie mit uns hinaus wollen!»

Und er hat es in großartiger Weise verstanden.

All die Fähigkeiten, die sich schon in dem Jüngling zeigten, der gallische Witz in leicht hingewor-

